MIT FEDERN, HAUT UND HAAR

VON KURT KOTRSCHAL

Wölfe als Partner – und nicht als Konkurrenten der Jäger

Jägerinnen und Jäger könnten viel von Wölfen lernen, würden sie die Wölfe nicht als böse Feinde ansehen.

Man muss kein Tiefenpsychologe sein, um hinter der Naturverbundenheit von Jägern auch das Motiv der Macht über Leben und Tod zu vermuten. Weil Machtanspruch mit Sendungsbewusstsein einherzugehen pflegt, hört man von der Jägerschaft gemeinhin, dass es zu ihren wichtigen Aufgaben zählt, das Niederwild vor zu viel „Raubzeug" zu schützen.

Die Welt zerfällt eben doch in gute und böse Tiere, und von Letzteren gibt es bekanntlich immer zu viel. Vor allem aber ist man davon überzeugt, die Wildbestände regulieren zu müssen. Was aber nicht wirklich zu klappen scheint, wie die ausufernden Wildschweinbestände verdeutlichen, oder auch die grassierende Tuberkulose im viel zu dicht lebenden Rotwild Westösterreichs.

Trotzdem scheint die Bereitschaft nicht besonders ausgeprägt, sich von jemandem helfen zu lassen, der nachgewiesenermaßen Wildbestände gesund erhalten kann und die Vielfalt der Natur effizient optimiert. Unter heimischen Jägern scheint der Gedanke noch abwegig, den Wolf neben sich im Revier zu tolerieren, oder gar als Partner zu sehen. Bedeutet es doch ein Stück Kontrollverlust und ein Teilen der Macht, was offenbar an Urängsten der Jäger rührt.

Nur sehr zaghaft beginnt man sich mit dem Gedanken anzufreunden, dem Wolf in Österreich jenes Heimatrecht einzuräumen, das ihm aufgrund der Gesetzeslage ohnehin zusteht. Verbunden ist dieser frivole Flirt mit dem Gedanken an die Rückkehr des Teufels in Wolfsgestalt aber immer mit der Vorfreude, Wölfe auch bejagen zu können; weil sie ja schließlich jemand regulieren muss.

Muss man nicht – und sollte auch nicht, wie neueste Studien zeigen. Etwa vom Wildbiologen Alberto Fernández-Gil und Mitarbeitern, die Wolfsabschuss in Spanien klar mit erhöhten Schäden an Nutztieren in Zusammenhang bringen. Oder von der Gruppe um Camille Imbert, die die Nahrung ligurischer Wölfe im Zeitraum zwischen 2008 und 2013 untersuchte. Die erbeuteten zu 64 Prozent Wildschweine und Rehe, aber auch 26 Prozent Nutztiere, vor allem Ziegen. Es zeigte sich, dass die Nahrungswahl der Wölfe vom Zustand der lokalen Wildtierpopulationen abhängt, von der Art der Viehhaltung und von der sozialen Organisation der Wölfe selbst.

Über die Jahre sank der Anteil an erbeuteten Nutztieren. Denn im Gegensatz zu einzelnen Jungwölfen auf Wanderschaft leben etablierte Rudel eher von Wildtieren. Generell wurden die Ziegen dann verschont, wenn die Bauern ihre Weiden schützten und wenn es genug Rehe und Rückzugsmöglichkeit in Form von Wald gab. Wölfe reagieren auf Bejagung mit verstärkten Übergriffen auf Nutztiere, auch weil sich die sozialen Traditionen der Jagd in permanent gestörten Rudeln nicht ausbilden können. Zudem weiß man heute, dass Bejagung von Wölfen unnötig ist, denn diese regulieren ihre Bestandsdichten sehr effizient selbst.

Jägerinnen und Jäger könnten also viel von ihnen lernen, würden sie die Wölfe nicht als böse Konkurrenten und Feinde ansehen, sondern als geachtete Partner, mit denen zusammen ein naturgerechtes Management gelingen kann. Dazu bräuchte es aber mehr Laissez-faire und weniger Herren-der-Welt-Einstellung. So könnten sich die misstrauisch beäugten, unverstandenen Bewaffneten der Wälder zu ziemlich coolen Mädels und Burschen wandeln, zu denen man bewundernd aufschauen kann: großzügig, souverän, geadelt in der Partnerschaft mit ihrem Alter Ego, dem Wolf.

Kurt Kotrschal ist Zoologe an der Uni Wien und Leiter der Konrad-Lorenz-Forschungsstelle in Grünau. Emails an: **debatte@diepresse.com**

Wann endlich bekommen wir den Kassandra-Tag?

Gastkommentar. Schreckensszenarien, Kaffeesudleserei und fahrlässige Manipulationen haben Hochsaison. Ein Tag der Erhellung täte deshalb gut.

VON THOMAS JAKL

Prognosenschmiede, Trendforscher, Warner, Rufer in der Wüste: Bitte alle vor den Vorhang! Dieser Tag gäbe Euch Gelegenheit, Lob und Ruhm zu ernten, sollten sich Eure Einschätzungen als treffend erwiesen haben; oder aber wäre dieser Tag Gelegenheit, einzugestehen, wie es dazu kommen konnte, dass Ihr mit Eurem Blick in die Zukunft völlig daneben gelegen seid.

Wenn es offenbar ausreichend Gründe gibt, um einen Welttag des Stotterns zu begehen (übrigens der 22. Oktober) oder man sich alljährlich am 12. Mai feierlich des chronischen Erschöpfungssyndroms besinnt (warum eigentlich nur am 12. Mai?) – und wenn alle, von Aaron bis Zoticus ihre Namenstage haben, ist es eigentlich unerklärlich, dass s*ie* noch keinen Gedenktag hat.

Dabei ist Kassandra doch nahezu omnipräsent in Warnungen, Schreckensszenarien und dunklen Vorahnungen. Und ihre Prophezeiungen traten ja auch stets ein. Niemand Geringerer als Apollon hatte sie schließlich mit der Gabe des Vorhersehens ausgestattet. Trotzdem versinnbildlicht ihr Name heute alle jene, die heraufdräuende Entwicklungen an die Wand malen und – aus welchen Gründen auch immer – drohende Unwetter heranziehen sehen.

Genügend willige Abnehmer

In den Raum gestellt ist eine trübe, bedrohliche Aussicht ja auch relativ rasch. Und willige Abnehmer findet sie ebenfalls zur Genüge.

Aber kaum je wird ihr Urheber nach Abschluss des Geschehens angesichts des tatsächlichen Ausgangs mit der einst getätigten Prophezeiung konfrontiert, auch wenn sie sich noch so als schwarzmalerisch erwiesen hat. Offensichtlich besteht eine große Versuchung darin, den Zustand eines Systems vorherzusagen, sei es auch noch so komplex und daher einer Prognose im Grunde kaum zugänglich. Das globale Wirtschaftsgeschehen, gesellschaftliche Entwicklungen oder Ökosysteme sind hier besonders beliebte Opfer.

Der skandinavische Thinktank Chemsec beschreibt in seiner Studie „Cry Wolf" (was in etwa „Kassandraruf" bedeutet) Umstellungsszenarien in der chemischen Industrie. All diesen Beispielen (Ersatz bedenklicher Stoffe durch Alternativen etc.) ist gemein, dass die Kosten der Umstellungsprozesse krass überschätzt wurden. Vor der Einführung der neuen EU-Chemiepolitik Reach etwa rechneten namhafte Beratungsfirmen mit dem millionenfachen Verlust an Arbeitsplätzen innerhalb der EU.

Dass es in diesem und in anderen Fällen ganz anders kam (im Fall von Reach übersteigt der volkswirtschaftliche Nutzen die Kosten um ein Vielfaches), liegt vor allem an der Fähigkeit des Wirtschaftssystems, flexibel auf derartige Herausforderungen zu reagieren. Vieles an Wechselwirkungen, ›

PIZZICATO

Almheimat

Alexander Van der Bellen, Bundespräsidentenkandidat der Grünen, hat vier Plakatmotive für den Wahlkampf vorgestellt. Und wirklich: Bei den beiden ersten wird's Herzerl warm: Da steht er in Captain-Cool-Pose auf einer Alm im Kaunertal (für Wiener Grüne: Das ist in Tirol nahe Landeck bis zur italienischen Grenze), die Luft ist leicht diesig, das Gras und die Kräuter sind grün und die Steilhänge des Kerbtals im Hintergrund von Wald bedeckt wie von dunkelgrünem Schaum. Man riecht's förmlich: die in der Sonne dampfenden Wiesen, die Rundhölzer des Gatters, die Flechten auf den morschen Latten des Jägerzauns, das Harz der Nadelbäume. Man solle *„das Wohlfühlen in dieser Landschaft spüren"*, sagt VdB, und man tut es. Die Slogans künden unverkrampft von *„Heimat"*, und man solle *„an Österreich glauben"*. Dass Sprüche, die sonst rasch als nationalpatriotisch bis Blut-und-Boden-lastig gelten, Plakate eines grün-gestützten Kandidaten zieren, hätte man vor einem Jahr nicht gedacht.

Auf den anderen Plakaten ist aber auch für Wiener Bobogrüne etwas dabei: Die zeigen zwar weder Fahrräder noch Gender-Parades, dafür VdB in Anzug und mit bürgerlich wirkenden Adlaten in den katakombenhaft-klaustrophobischen Fluren des Wiener Rathauses – in einem düsteren Ambiente, das nicht wirkt, als habe man viel Ausblick auf die Welt draußen. Ehrlich: Auf der Alm ist's schöner. (wg)

Reaktionen an: **wolfgang.greber@diepresse.com**

LESERPOST

Leserbriefe bitte an:
Die Presse, Hainburger Straße 33, A-1030 Wien oder an leserbriefe@diepresse.com

Europas Hassprediger vom rechten Rand

„Ein unmoralisches Abkommen", Leitartikel von W. Böhm, 19. 3.
Die Ursache für den erbärmlichen Zustand Europas, den Herr Böhm leider so stimmend aufzeigt, sind Hassprediger. Aber in diesem Fall nicht Imame beim Freitagsgebet, sondern jene europäischen Politiker die vom äußersten rechten Rand her ihren Bürgern Angst vor Überfremdung einjagen, obwohl die Zahl aller bisher nach Europa Gekommenen unter einem Prozent der europäischen Bevölkerung liegt – also bei gutem Willen integrierbar.

Man kann zwar Hass predigende Imame aus Europa hinauswerfen, aber leider nicht diese Hasspolitiker, die sich auch noch als Retter Europas aufführen. Und der Vertrag mit der Türkei? In diesem Staat herrschen in Teilen bürgerkriegsartige Zustände und auch die betroffene Bevölkerung dieser Gebiete wird vor Gewalt und Krieg zu fliehen beginnen und dann statt – oder zusätzlich zu – den syrischen Flüchtlingen visumfrei nach Europa kommen.

Und dafür hat die Spitze der europäischen Politiker – sicher mit einem in die Hunderte Millionen gehenden Aufwand – viele Wochen lang verhandelt. Wo ist Europa?
Robert Ittner, 5350 Strobl

Erdoğan macht dasselbe wie Assad in Syrien

In diesem Leitartikel werden Defizite in Säkularisierung, Rechtsstaat und Meinungsfreiheit in der Türkei beklagt. Die wirkliche Ungeheuerlichkeit ist meiner Ansicht nach aber: Erdoğan macht mit den Kurden in der Türkei jetzt genau dasselbe, was Assad seit 2011 mit der Opposition in Syrien macht! Wie können 27 Regierungschefs ein „Abkommen" abnicken, das Merkel zuvor mit Davutoğlu ausgehandelt hat und das als Folge des Bürgerkriegs gegen die Kurden zu weiteren Flüchtlingen in die EU – nunmehr Türken mit Visumfreiheit – führen wird?!
Dr. Peter Angelberger, 1180 Wien

Lösungen, die die EU-Bürger nicht wollen

„EU fixiert Zweckehe mit Ankara", von Michael Laczynski, 19. 3.
Man kann nur staunen, was für ein klägliches Resultat die EU zustande bringt, nachdem seit 1,5 Jahren Hunderttausende von Flüchtlingen Europa überschwemmen. So hat man sich die Lösung des Problems vorgestellt: Von einem autoritär regierten Staat werden Visumrechte und Beitrittsverhandlungen erpresst, die die EU-Bürger keinesfalls wollen. Enorme Summen sind zu zahlen, von denen man nicht sicher sein kann, dass sie den Flüchtlingen zugutekommen. Und nach Europa kommende Flüchtlinge werden zurückge- ›

Puffermechanismen und Anpassungspotenzialen wurde offenbar noch nicht ausreichend verstanden: Effekte, die in ihrer Gesamtheit mit dem Begriff der Resilienz umschrieben werden.

Diese Fähigkeit eines Systems, seine Kernfunktionen auch bei Einflüssen von außen beizubehalten, ist einer der zentralen Faktoren, die es nahezu unmöglich machen, einfache „Wenn – dann"-Aussagen über komplexe Systeme zu treffen. Unbekannte oder schlecht verstandene Regelkreise, Kompensationswege oder Adaptierungsmechanismen schließen belastbare Aussagen über den Effekt eines einzelnen Faktors auf das Gesamte aus.

Wenn Resilienz uns das Prognostizieren schon so schwer macht, liegt in ihr nicht auch wenigstens etwas Beruhigendes im Sinne von: „Das wird schon irgendwie klappen . . ."?

Die „anekdotische Evidenz"

Die gute Nachricht ist: Resilienz ist keine unveränderliche Größe. Die Energiewende zu stemmen etwa heißt, sich nicht von den Kassandrarufen („Ökoenerige überfordert das Stromnetz!") beeindrucken zu lassen, sondern (konstruktive Warnungen durchaus ernst nehmend) die Resilienz des Systems Energieversorgung zu stärken.

Die schlechte Nachricht ist: Resilienz ist keine Hängematte! Solange nicht alle Elemente, die zur gesamten Resilienz beitragen, bekannt und verstanden sind, ist auch keine Aussage über ihr Gesamtausmaß möglich. Einzelne, auch geringfügige Störungen können das System destabilisieren – oder auch nicht. Die Verwundbarkeit bleibt jedenfalls bestehen.

Diese Tatsache verleiht einzelnen Ereignissen oft überproportionales Gewicht, ist im öffentlichen Bewusstsein verankert und führt zum zweiten Phänomen, das es am Kassandra-Tag zu würdigen gilt. Dass nämlich Einzelfälle oder Extreme beispielhaft herausgegriffen werden, um Bedrohungsszenarien zu erzeugen und zugleich bestehende Befunde zu erschüttern und Aussagen zum Gesamtsystem zu treffen. Zahllose Stimmungen und Perspektiven gehen auf solche Fälle „anekdotischer Evidenz" zurück: Das sind Schnurren, Gerüchte, Episoden, die oft bewusst als Kontrapunkte zu etablierten Meinungen gesetzt werden.

Ignorierte Faktenlage

„Gegen die Bevormundung der Autofahrer! Es sind auch schon Menschen durch den Sicherheitsgurt zu Tode gekommen"; „Impfschutz? Eine Erfindung der Gesundheitsindustrie! Keines meiner Kinder ist geimpft – alle sind pumperlg'sund" – sind zwei Beispiele solcher anekdotischer Evidenz.

Die tatsächliche Faktenlage wird ignoriert, und mehr oder weniger kuriose Einzelfälle – statistische Ausreißer – sollen eine bestehende Meinung relativieren oder eine bestimmte Stimmung erzeugen. Im Zusammenhang mit der Flüchtlingskrise gab und gibt es besonders entlarvende Reaktionen zu teils frei erfundenen Vorfällen, deren Darstellung die manipulative Kraft der anekdotischen Evidenz deutlich machte.

Klassisch sind behübschende Formulierungen, die das Exotische an diesen Beispielen kaschieren sollen: „Es gibt viele Raucher, die sehr alt werden, siehe Helmut Schmidt." Klingt seriös – ändert aber nichts daran, dass auch mehrere Fälle anekdotischer Evidenz die gesamte Faktenlage nicht ändern. Mit Phrasen wie „Es gibt viele, die . . ." wird überhaupt gern und wüst manipuliert.

Das falsche Geschenk

Beide Ausgangslagen – Prognosen zu Systemen, deren Resilienz man nicht kennt, und der Einsatz von anekdotischer Evidenz – bilden immer wieder den Nährboden für irrlichternde Szenarien, kontrafaktische Kaffeesudleserei und fahrlässige Manipulation der öffentlichen Meinung.

Friedrich Schiller lässt in seiner Ballade Kassandra über ihre seherische Gabe klagen:

„Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben
– Nimm dein falsch Geschenk
zurück!"

Wenn schon echtes In-die-Zukunft-schauen-Können so unglücklich macht, sollte den fahrlässig agierenden falschen Propheten und vor allem den Empfängerinnen und Empfängern von deren Ergüssen wenigstens ein Tag der Besinnung und der Aufhellung gegönnt werden.

E-Mails an: **debatte@diepresse.com**

DER AUTOR

Thomas Jakl (geboren 1965) ist Biologe und Erdwissenschaftler. Er arbeitete bis 1991 an der Uni Wien, wechselte dann ins Umweltministerium. Heute leitet er im Landwirtschaftsministerium die Abteilung Chemiepolitik, Risikobewertung und Risikomanagement. Er ist stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender des Umweltbundesamtes und war Vorsitzender des Verwaltungsrates der EU-Chemikalienagentur. [Rita Newman]

QUERGESCHRIEBEN

VON KURT SCHOLZ

Weißbuch Venedig: Die Tante Jolesch und Goethe hatten recht

Zwischen Österreich und Venedig herrscht eine Liebe. Und niemand hat der Lagunenstadt schönere literarische Denkmäler gesetzt als österreichische Dichter.

Zu einer Revolution ist es in Venedig nie gekommen. Keine Tuilerien wurden gestürmt, kein Winterpalais erobert, Bürgerkriege waren unbekannt. Die einzige große Verschwörung liegt Jahrhunderte zurück. 1310 wollte ein Tiepolo den Dogen stürzen und die Erbmonarchie errichten. Auf dem Markusplatz wurde gekämpft. Als sich die Verschwörer zurückzogen, warf eine tapfere Frau ihren Mörser auf den Fahnenträger der Aufständischen, die führerlos flüchteten. Die Verschwörer wurden verjagt oder hingerichtet. Das Relief der Frau mit dem Mörser finden Aufmerksame beim Uhrturm an der Mercerie.

Venedigs Patrizier trafen manche Fehlentscheidungen, in ihrem kommunalen Kapitalismus (auch der Ausdruck „capitalisti" ist venezianischen Ursprungs), aber die Menschen lebten hier besser als anderswo. Bis zum Niedergang der Industrie im 18. Jahrhundert waren die Löhne der Handwerker gut und die Nahrungsmittel erschwinglich.

> „Venedig zog unwiderstehlich Kulturschaffende an. Diese machten die Stadt zu einem Monument einzigartiger Vielfalt.

Die Dogen waren erfahren, meist älter als die Päpste ihrer Zeit und nicht selten asketische Staatsmänner. Sie behandelten ihre Untergebenen wie wankelmütige Kinder, die ihnen zum Schutz anvertraut waren. So wurde die Judengemeinde in Notzeiten zwar finanziell ausgequetscht, aber nie systematisch verfolgt. Das blieb den deutschen Besatzern im 20. Jahrhundert vorbehalten.

Fast alles, was die europäische Moderne ausmacht, wurde in Venedig entwickelt. Hier erschienen im 17. Jahrhundert die ersten Zeitungen. Die Diplomatie hat ihre Wurzeln in Venedig. Fernreisende und Händler mussten alles melden, was im Interesse der Stadt lag; die hielt es schriftlich fest. Bis heute kann man keine Geschichte Europas schreiben, ohne die venezianischen Archive zu kennen: Nur die des Vatikans sind umfangreicher.

Die moderne Geldwirtschaft entstand in Venedig. Mit Augenmaß. „Wer Geld hat, hat immer recht", ist ein venezianisches Sprichwort. Aber man sagte auch: „Dem gefräßigen Vogel platzt der Kropf." Die Venezianer sind geborene Kaufleute. Philosophen, Dichter oder Künstler zu werden, reizte die in der Markusstadt Geborenen weniger. Florenz war da ein fruchtbarer Boden. Venedig aber zog unwiderstehlich aus anderen Regionen Kulturschaffende an. Diese machten die Stadt zu einem Monument einzigartiger Vielfalt.

Der österreichische Beitrag zur Geschichte Venedigs war, sieht man von der Eisenbahnbrücke ab, überschaubar. Die Bronzepferde wurden aus Paris nach San Marco rückgeführt. Die Konzerte österreichischer Militärkapellen auf dem Markusplatz waren beliebt. Am Schluss der Darbietungen rührten die Venezianerinnen und Venezianer keine Hand. Richard Wagner hat es beschrieben: Man applaudierte Besatzern nicht. Schließlich hatten die Österreicher gegen Venedig den ersten modernen Luftkrieg geführt. 1849 ließen sie Ballons mit Bomben gegen den Markusplatz treiben.

Der Schaden brach den Freiheitswillen der Stadt nicht. Bis heute kann man in der Nähe des Caffè Florian die verblassten Aufschriften „Viva Repubblica San Marco" entziffern. Andenken an Habsburg in Form von Kanonenkugeln und Gewehrläufen wurden sorgsam bewahrt.

Die Österreicher hatten die venezianische Republik zerstört – und sie liebten Venedig. Schriftsteller von Peter Altenberg über Ingeborg Bachmann, Herzmanovsky-Orlando, Hofmannsthal, Kraus, Musil, Schnitzler, Trakl bis Zweig setzten der Stadt literarische Denkmäler. Die Toleranz, die Kultur und die Permissivität der Stadt übten auf sie einen Zauber aus. „Alle Städte sind gleich, nur Venedig is e bissele anders", lautet die Liebeserklärung der Tante Jolesch.

In Venedig kommt es, wie in jedem Gemeinwesen, auf den Blickwinkel an. Sucht der Betrachter das Negative, findet er es und übersieht das Schöne und Gute. Goethe, auch er ein Besucher der Lagunenstadt, schrieb: „Wär nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt es nie erblicken." In Venedig wie hierzulande liegt es an unserem Blick, ob wir das Gute sehen oder auf das Abgründige starren wollen.

E-Mails an: **debatte@diepresse.com**

Zum Autor: Kurt Scholz war von 1992 bis 2001 Wiener Stadtschulratspräsident, danach bis 2008 Restitutionsbeauftragter der Stadt Wien. Seit Anfang 2011 ist er Vorsitzender des Österreichischen Zukunftsfonds.

Morgen in „Quergeschrieben": Sibylle Hamann

---

schickt, und im Tausch schickt uns die Türkei eine gleiche Anzahl (ihr nicht genehmer) Flüchtlinge – alles total kompatibel mit den Menschenrechten? Frau Merkel hat das im Alleingang mit Herrn Davutoğlu verhandelt und die übrigen 27 Mitgliedstaaten haben dazu genickt. Wozu haben wir eine EU-Zentrale in Brüssel? Wo war Herr Juncker?

Die Türkei selbst hat mehrfach die Errichtung von Schutzzonen an ihren Grenzen auf syrischem Gebiet angeregt. Darauf ist anscheinend keine der sonst involvierten Parteien eingegangen. Obwohl immer betont wurde, man müsse an Ort und Stelle die Flüchtlinge vom Wandern nach Europa abhalten. Also: Wer ist gegen die Schutzzonen und warum?

Dr. Christian Leydolt, 1090 Wien

Künstler sind doch keine Buchhalter

„Burgtheater: Drei Mio. Euro ‚vergessen'", von Karl Ettinger, 19. 3.

Warum regen sich alle über die Zustände am Burgtheater auf? Künstler sind doch keine Buchhalter. Und warum sollten ausgerechnet Künstler als Einzige Rechenschaft über die Verwendung von Fördergeldern ablegen?

Die Grundlage der Beziehung von Künstlern zur Politik war immer schon der bedingungslose Anspruch auf Geld. Was Frau Mikl-Leitner 2011 von den Wählern (auch von ihren!) gefordert hat – „Her mit dem Zaster, her mit der Marie" – hat Peter Turrini schon 2004 und sprachlich wesentlich brillanter Richtung Politiker gesagt: „Die sollen das Geld hergeben und den Mund halten." Und: Turrini hat wenigstens nicht den Proleten raushängen lassen.

DI Wolfgang Radhuber, 9020 Klagenfurt

Das scheinheilige Prinzip der Regionalität

„Bayerische Butter auf dem Kopf", von Josef Urschitz, 19. 3.

Herzlichen Dank für Ihren Artikel – und lassen Sie sich von diversen Kammern nicht entmutigen. Ähnlich unsinnig und scheinheilig ist das Prinzip der Regionalität (Agrarrohstoffe und Lebensmittel sollen möglichst aus nächster Umgebung zugekauft werden) – in Wirklichkeit eine versteckte Blockade von Importen. Den Konsumenten wird durch teure Werbekampagnen der AMA, Rewe, Hofer etc. vorgegaukelt, dass nur Produkte mit österreichischem Ursprung gesund sind. Oft wird österreichischen Mühlen sogar untersagt, beispielsweise Bio-Getreide aus den EU-Nachbarländern einzusetzen.

Diese versteckten Handelshemmnisse verteuern ja nur die Preise für die österr. Konsumenten!

Mag. Franz Hruza, 1220 Wien

Platzhirsch ORF gegen Liberalisierung

„Privatsender für Digitalradio", 19. 3.

Es ist immer das Gleiche: Wenn Liberalisierung vorgeschrieben wird, dann wehren sich die Platzhirsche so lang wie möglich gegen neue Mitbewerber. Im gegenständlichen Fall wird von ORF und Krone-Hit durch Nichtteilnahme an der moderneren Sendemethode DAB+, also das Nachfolgesystem des nun über 60 Jahre alten UKW/FM-Systems, diese Technologie weiterhin boykottiert.

Der Grund liegt darin, dass bei zusätzlichen Anbietern (die durch mehr Frequenzen und günstigere Sendekosten möglich wird), für sie die Anteile am vorhandenen Werbekuchen kleiner werden. Im umliegenden Ausland findet schon eine parallele Ausstrahlung auch der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten statt. In manchen Ländern wurde schon ein Abschalttermin des UKW-Standards in einigen Jahren festgelegt, damit die frei werdenden Frequenzen dem Mobilfunknetz zur Verfügung stehen. Denn der nunmehrige enorme Datenverkehr verlangt dort zusätzliche Kapazitäten.

Während die Behörde (RTR-Komm-Austria) bisher nur Bedarfsermittlungen machte und einen Probebetrieb im Großraum Wien für 15 Programme ermöglichte, muss in Zukunft ein Machtwort gesprochen werden, damit auch ORF & Co. sich nicht weiterhin diesem Fortschritt verschließen.

RTR hat schon viele Vorarbeiten geleistet. Auch die Sendertechnikgesellschaft ORS (gehört zu 60 Prozent dem ORF) wäre in der Lage, das erforderliche Sendernetz aufzubauen. Auf alle Fälle wird allen Konsumenten empfohlen, bei Neuanschaffung nur solche Radios zu kaufen, die beide Systeme empfangen können.

Gerhard O. Pascher, 3033 Altlengbach

IMPRESSUM: DEBATTE
Leitung: Burkhard Bischof
E-Mail: debatte@diepresse.com
Redaktion Leserbriefe: Henriette Adrigan
E-Mail: leserbriefe@diepresse.com
Debatte im Internet: DiePresse.com/debatte
Hinweis: Die abgedruckten Leserbriefe müssen nicht der Meinung der „Presse" entsprechen. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen. Je kürzer die Zuschrift, desto höher die Chance auf Veröffentlichung.